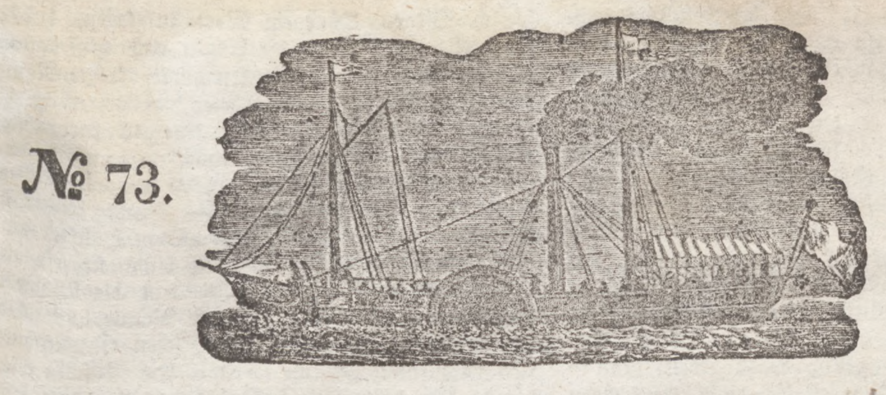
№ 73.



Dienstag, am 21. Juni 1836.

Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Der hart errungene Strauß.

Im Jahre 1832 hatte ich eine Fußreise nach Tyrol unternommen. Als ich mich auf der Rückkehr befand, war der Spätherbst bereits eingetreten. Die Tagesleuchte war schon vor einer Stunde erloschen, als ich in die Schenkstube eines an der Straße liegenden Wirthshauses trat, durch dessen Fenster der Mond klar herein blickte. Ich fand hier eine muntere, buntgemischte Gesellschaft. An allen Tischen war es laut. Hier wurde gewürfelt; dort hatte ein durchreisender Krämer seinen Pack geöffnet und die Dirnen umstanden ihn, begafften die bunten seidenen Tücher und feilschten auch wohl darum. In einem Winkel saß ein fremder Roßarzt und disputirte mit dem Bader des Marktfleckens über die gerade herrschende Cholera; etwas abgesondert von den Uebrigen genoß der Pfarrer aus dem Dorfe jenseits des Sees seinen Abendtrunk mit gemächlicher Ruhe, denn es war windstille und mondhell draußen. Sein Fährmann hatte den Kopf auf beide Arme gelegt und diese darunter kreuzweise platt auf den Tisch gebreitet; so war er eingeschlafen. Mitten in der Stube wurde ein wenig getanzt, wozu der Wirth selbst die Zither spielte. Die Gruppen boten eine bunte Mannigfaltigkeit, und jedem Einzelnen sah man die Vorfreude auf den morgenden Tag an, denn Sonntag war's und Kirchweihe.

Die hübsche Nanni, des Wirths Tochter, trug zu Trinken auf. Alle scherzten mit ihr, denn Allen gefiel sie. Sie war mit Allen freundlich, und Jeder, dem das Benehmen eines Gebirgsmädchens fremd war, hätte all seinen Scharfsinn aufbieten können, ohne deshalb im Geringsten zu ergründen; wer so eigentlich der Bevorzugte sei. Mir war es indeß nicht entgangen, wie sie öfters an den Tisch trat, wo Sepperl, der Holzknecht, saß, dem Würfelspiel zuschaute, und, ohne zu setzen — denn

er war arm — emsig die Augen der Würfel zusammenzählte, er schien ein eigenes Orakelspiel damit zu verbinden, wie man etwa mit Blumen spielt: „er liebt mich, liebt mich nicht.“ Aber mit recht inniger Lust wandte er den Blick von den Augen der Würfel zu Nanni's schönen Augen, wenn sie zum Tische trat, und ließ Pasch und die Höchsten werfen, um sich an dieser holden Zwei zu erfreuen. Sie stand hinter ihm und langte eben einen vollen Krug über seinen Kopf auf die andere Seite des Tisches. Er blickte lustig in die Höhe, indem er seinen Arm um die Mitte ihres Leibes schlang. — Sie aber machte sich rasch und unwillig von ihm los und wollte fort. „Nu, was giebt's denn?“ fragte Sepperl. „Schau, sind's etwa die schönen Tücher, die der Tölzer dorten herzeigt, die Dir in die Augen stechen?“ — „Hab' schöne genug,“ erwiederte Nanni; „aber den Buschen hätt'st Du sehen sollen, Sepperl, den die Lis'l von ihrem Bu' kriegt hat. Es giebt halt keinen schönern morgen bei'm Tanz, das ist gewiß“ — „Und darum bist Du traurig?“ fragte Sepperl wieder. „Ich pflück' Dir morgen früh einen Buschen, der eben so schön und noch schöner sein soll.“ — „Ach, dein Buschen!“ — meinte Nanni, „das ist was Rechtes! Sie hat die schönsten und rarsten Alpenblümeln drinn; solche find'st Du gar nimmer. Die blauen blühen nur auf einer Stell', die hab' ich heut gesehen, wie ich von der Alm mit der Milch herabgestiegen bin. Links am Felsen hinunter, da ist ein ganzes Feld davon, ich hab' die Milch auf dem Kopf getragen, und aufhalten hab' ich mich auch nicht dürfen. Bei'm Krottenkopf haben's schon Ave Maria geläutet, sonst hätt' ich mir selbst die blauen Blümeln gepflückt, weil ich keinen Bu' hab', der für mich sorgt.“ — Keinen Bu'?“ rief Sepperl trotzig; „und Du hätt'st keinen? und wer wär' denn ich? Wo sagst Du, daß die Blümeln stehen? Links am Felsen ober dem Krottenkopf, wenn Du nach der Spitingalm hinaufsteigst?“ — „Und was fragst denn Du darnach?“ erwiderte sie. „Morgen um fünf leg' ich mich an, um sechs geh' ich in die Kirchen, und die Blümeln kann mir Keiner mehr herabschaffen, und einen Buschen, wie der Liesi ihren, wird Keiner haben.“ — „Und Du meinst wirklich, Nanni,“ sagte Sepperl ernst, „daß ich Dir keinen bringen konnt'?“ — „Die blauen Blümeln, die schönsten, kannst mir nit bringen, und für die andern dank' ich,“ schmollte die hübsche Dirne. Ohne ein Wort zu sagen, drückte Sepperl seinen Hut in die Augen und pfiff, indem er aufstand. „Wo willst Du hin?“ fragte Nanni besorgt. „Dir den Strauß holen,“ antwortete er. — „Jetzt?“ — „Damit Du ihn morgen zur rechten Zeit anstecken kannst. Ich brauch' drei gute Stunden hinauf und herunter, wenn ich den geraden Weg mache.“ — „In der Nacht? — Sepperl! — Du kannst ein Unglück haben.“ — „Sorg Dich nit um mich; der Mond scheint, und ich bin's Kraxeln bei Nacht schon gewöhnt.“ — „Ich will die Blümeln nit, Sepperl, ich mag sie nit, bleib' nur da!“ So rief sie ihm nach; er war aber schon draußen und rief ihr zurück: „Wenn ich mit dem Buschen wieder da bin, dann schlafst Du schon. Laß aber fein dein Fenster auf, daß ich ihn dir hineinwerfen kann.“ — „Ich kann nit schlafen, bis Du wieder da bist!“ rief ihm das Mädchen nach.

Sepperl ging das Dorf hinauf, der Alm zu und sang im frohen Gefühle seiner glücklichen Rückkehr einen hellen Jodler, der noch weit aus der Ferne erschallte, als der nächtliche Sänger schon längst den Augen des Mädchens entschwunden war. Die Töne hörte man jetzt sehr fern wie aus der Höhe, aus dem dunkeln Walde, der den Fuß des Felsens umgab und den man nicht durchschritt, wenn man zur weidenreichen Alm hinaufstieg, die sich seitwärts ausbreitete. Sepperl hatte den steilern Richtweg eingeschlagen. Als Holzknecht, der die Stämme fällt in den unwegsamsten Gebirgsschluchten, waren ihm alle Stege wohlbekannt; er selbst, als geübter Kletterer, hatte nichts zu befürchten. Das wußte das Mädchen, und ohnedies nicht mehr zur Bangigkeit geneigt, als irgend eine andere Dirne des Gebirgs, überließ sie sich nun ganz dem Gefühle, daß sie morgen den schönsten Strauß haben werde, aus den seltsamsten Alpenblumen gebunden, und daß ihr Geliebter es sei, der in später Nachtzeit am jähen Felsenabhange ihn für sie gepflückt.

Ein mehrmaliges Rufen nach ihr erinnerte sie, daß es Zeit sei, nach den Gästen zu schauen. Der Pfarrer wollte seine Zeche machen und weckte seinen Fährmann. Es war spät und er mußte fort, wollte er bei seiner halbstündigen Wasserfahrt noch des Mondscheines theilhaftig werden.

In der Wirthsstube wurde es nun nach und nach stiller. Zitherspiel und Tanz hatten aufgehört. Der Krämer hatte seine Herrlichkeiten eingepackt und

schlief in einem Winkel. Roßarzt und Bader waren fortgegangen, und nur die Würfler saßen noch um den Tisch und klapperten und schrieen dabei. — Plötzlich tritt der erst vor Kurzem hinausgegangene Pfarrer wieder in's Zimmer. Man sieht ihm sogleich die innere Bewegung an, die ihn ergriffen hat. „Habt ihr das Nothgeschrei nicht gehört, Leute?“ fragte er schnell. „Es muß Einer verunglückt sein!“ Die tiefste Ruhe herrschte augenblicklich. Alle recken die Hälse und horchen mit offenem Munde; und fern, ganz fern schallt ein langgehaltener, kläglicher Ton in das Zimmer. „Das ist auf dem See,“ meint der Eine, „auf dem Berg,“ der Andere. Eine tiefe Finsterniß hatte sich nun ringsum verbreitet. Der Mond war unter und ein frischer Wind trieb schwarze Wolken über den Krottenkopf aus dem benachbarten Thale herüber. Das Pfeifen des nahenden Sturms ließ sich vernehmen und dazwischen tönte der Klageruf deutlicher, doch nicht aus der Tiefe, wo der See nunmehr brauste, sondern aus der Höhe, die sich mit drohenden Wolken umzog.

„Das ist ein armer Wilddieb, der auf einer Spitze festsitzt,“ meinte der Pfarrer. Meine Blicke fielen auf Nanni, deren Angst sich nicht mehr bergen ließ. Mit verzweiflungsvoller Geberde und unter Thränen erzählte sie, daß sie die Ursache sei, weshalb der wackere Holzknecht sich in dieser Lebensgefahr befinde. Sie wollte ihm nach; nur mit Mühe hielt man sie zurück. „Da ist für jetzt keine Rettung möglich,“ sagten Alle. „Er wird sich schon festhalten müssen, bis es Tag wird,“ sprach der Wirth, der zugleich Richter war. „Warum ist er so verwegen und dumm zugleich. Denn er hätte wissen sollen, daß der Mond jetzt zeitig untergeht.“ Alle machten sich nun aber auf den Weg zum Dorfe hinaus, um genau zu erforschen, woher der Schall komme, und wie sie ungefähr den Platz auf dem Felsen erforscht zu haben glaubten, auf dem der Unglückliche sein furchtbares Nachtquartier halten mußte, da ließen sie ein einstimmiges Geschrei ertönen, um ihm anzudeuten, daß man von seiner hülflosen Lage unterrichtet sei, daß er den Muth nicht verlieren solle und bis zum Sonnenaufgange ruhig ausharren möge.

Die meisten gingen in dieser Nacht gar nicht nach Hause; sie blieben auf dem Platze. Einige der kühnsten Bursche stiegen bis zu einer sehr beträchtlichen Höhe hinan und versicherten dann, beim Scheine der Blitze den Sepperl über einen schwindelnden Abgrund hängen gesehen zu haben. Der Regen goß in Strömen vom Himmel und Nanni's Augen vergossen Thränen in Strömen. Ihre naßen Haare flatterten im Winde, und sie rang trostlos jammernd die Hände.

(Schluß folgt.)

Zwanzig enthüllte Kunst- und Naturgeheimnisse.

7. — Kunst, eine Lampe anzufertigen, welche nicht erlöschet (in Klöstern sogenannte „ewige Lampe.“ —)

Kaiser Maximilian hat dem Abt zu Sponheim, Trithenio, sechstausend Kronen für dieses Arkanum gegeben.

Die wahre Bereitung ist folgende:

Man nimmt 8 Loth Schwefelblüte, und
8 Loth gebrannten Alaun,
bringt dieses wohlvermischt in einen irdenen Topf, setzet dann einen ähnlichen (Sublimir-) Topf mit seiner Mündung auf diesen, und verkittet die Fugen gut mit Töpferlehm.

Den Topf, in welchem die Mischung sich befindet, setzt man in ein Kohlenfeuer, so daß er glühend wird.

Dadurch wird nun der Schwefel sublimirt, indem er in Dämpfen in den obern Topf aufsteigt und sich da als feste Masse ansetzet.

Wenn man glaubt, daß Alles sublimirt ist und der untere Topf ungefähr eine Stunde lang geglühet hat, so nimmt man das Zeug aus dem Feuer und läßt es erkalten. Nachdem zerbricht man den obern Topf, nimmt die darin sublimirte feste Masse heraus und reibt sie in einer steinernen Reibschaale zu Pulver.

Zu diesem Pulver mischet man dem Gewicht nach halb so viel reinen Borax, und reibet es in der Reibschale zu einem gleichartigen Pulver, welches in eine gläserne oder parzellaine flache Schale gebracht und mit höchst rektifizirtem Weingeist, oder Alkohol übergossen wird. Die Schale stellet man nun auf heiße Asche, welche in einem kleinen Kessel über Kohlenfeuer gestellt wird, und läßt den Spiritus langsam verdampfen. Wenn die Masse wie dickes Oel fließt, so nimmt man ein wenig heraus und legt es auf glühendes Kupferblech. Wenn nun die

Masse wie Wachs zerfließt, und nicht rauchet, so ist sie fertig; dampft sie aber da noch, so muß neuerdings Spiritus in die Schale gegossen und dieser wieder wie zuerst verdampft werden, welches so oft wiederholt wird, bis bei der Probe kein Rauch mehr entstehet; dann ist dieses Produkt fertig.

Nun machet man einen Docht, ungefähr 2 Zoll lang und wie der stärkste Federkiel dick, von Federweiß oder Asbest, und umwickelt ihn mit Seidenfaden.

Die zuerst zubereitete Masse wird dann in ein dazu dienliches, starkes Glas gethan, der Docht hineingesteckt und 24 Stunden lang in heißem Sand stehen gelassen.

Dann nimmt man den Docht heraus und steckt ihn in ein passendes, starkes Lampenglas, so daß er oben nur ein wenig heraus steht. Dann gießt man die unverbrennliche Schwefelmasse dazu hinein und bringt das Glas in heißen Sand, bis die Schwefelmasse schmilzt und sich um den Docht anleget.

Endlich zündet man diese so zubereitete Lampe mit einem Licht an und giebt ihr einen ruhigen Platz. Sie brennet dann fort und fort, ohne zu erlöschen.

Tauwerk.

In Dresden wurde vor Kurzem durch ein düsteres Gerücht Angst und Schrecken verbreitet. In einem ganz neuerlich erst vor dem Wilsdruffer Thore abgebrannten Hause fand sich beim Nachgraben im Grunde ein menschliches Gerippe. Eine Muthmaßung darüber verdrängte die andere. Was die Erfahrung und der Roman an schrecklichen Beispielen grausamer Heimlichkeiten und die zügelloseste Einbildungskraft an ungeheuren Bosheiten darbieten, das kam bei dieser Gelegenheit alles zur Sprache. Endlich erwies es sich aber hinlänglich, daß das Skelett aus dem Kriegsjahr 1813 herstammte und einem damals, wo das Nervenfieber die größten Verheerungen in Dresden anrichtete, gestorbenen und sogleich von seinen Kameraden im Keller jenes Hauses eingescharrten Franzosen angehörte. Durch Krieg und Krankheit war der Tod eine so alltägliche Erscheinung geworden, daß man es mit den gewöhnlichen Formalitäten dabei nicht so genau nahm.

Grabschrift auf einen Mops.

(Auf wirkliches Verlangen zur unvergänglichen Erinnerung poetisch angefertigt; doch als herzlos und poetisch untaugbar zurückgewiesen.)

Hier ruht ein edles Vieh, ein Mops,
Der in der Lebensblüte starb,
Weil er an gar zu fettem Klops
Den Hundemagen sich verdarb.

W. Sr.

Stückgut.

In Nürnberg enthält das, jetzt schon während einem Halbjahrtausend Bestand habende Familiengrabgewölbe des einstigen Nürnberger Patriziers Seyfried Schweppermann folgende Inschrift:

„Einem Jeden ein Ei;
Dem tapfern Schweppermann zwei.“

Das historische Bewandniß dabei ist dieses. Als der deutsche Kaiser Ludwig im Jahre 1323 seinem Gegner Friedrich von Oestreich die blutige Schlacht bei Gundersdorf in Baiern lieferte, hätte er, ohne die Tapferkeit und Entschlossenheit des vorgenannten reichen Nürnberger Bürgers, dieselbe verloren. Als daher nach der Schlacht der Kaiser große Tafel hielt, bei welcher 40 Feldhauptleute als Ehrengäste zugegen waren, dabei aber eine Schüssel voll gesottener Eier aufgetragen wurde, deren Anzahl nur 43 waren *), nahm der Kaiser zuerst zwei Eier für sich, legte dann eins davon jedem der Feldhauptleute vor, und überreichte zuletzt dem wackern Schweppermann zwei Eier und zwar mit den huldvollen und wohlgereimten Worten:

„Einem Jeden ein Ei;
Dem tapfern Schweppermann zwei.“

*) Die Hühner waren damals in Deutschland noch nicht so volkreich — daher damals auch noch weniger Gegackel.

Herausgeber und Redakteur: Wilhelm Schumacher. Gedruckt bei Louis Bozon.